

Über Beinkleider und Kardinalsünden

Diversifizierte Genderfragen und gegenderte Diversitätsfragen.
Von Regina Ammicht Quinn

Abstract Gender und Diversität sind Konzepte zur Bewältigung dessen, dass Menschen anders sind. Je nachdem, wie diese Konzepte gefüllt werden, zu wem und in welcher Sprache und Lautstärke sie sprechen, und wie ihr Zusammenhang erfasst wird, „tun“ sie Unterschiedliches. Immer wieder stehen sie im Zentrum gesellschaftlicher Kontroversen. Gender- und Diversitätsdiskurse beschreiben, kritisieren und verändern hier ein gemeinsames Denk- und Handlungsfeld, in dem manche nicht „gleich“ und andere nicht „anders“ sein dürfen. Ein Perspektivwechsel ist nötig, um die Ambivalenzen, die in den Diskursen zutage treten, wertzuschätzen und die Normalität des eigenen (privilegierten) Standorts zu befragen.

Im Januar 2013 wurde es offiziell: In Paris durften Frauen nun Hosen tragen. Bis dahin hatte ein im Jahr 1799 erlassenes Gesetz Gültigkeit, das mehrmals vorsichtig reformiert, aber nie abgeschafft worden war.

Dieses Gesetz war längst vergessen, als es abgeschafft wurde; aber die Geschichte des „Beinkleids“ für Frauen ist in den Ländern des Westens eine Geschichte voller Dramatik und Auseinandersetzungen – bis hin zum 14. Oktober 1970, als die Bundestagsabgeordnete Lenelotte von Bothmer (SPD) im Bundestag eine Rede über Schulpolitik hielt, eine Handtasche fest in der linken Hand und bekleidet mit einem Hosenanzug. „Die erste Hose am Pult!“, schrie, eher unzutreffend, ein empörter Zwischenrufer. Carlo Schmid (SPD) befürchtete, die Würde des hohen Hauses sei verletzt, Bundestagsvizepräsident Richard Jaeger (CSU) war sich sicher, dass die Würde der Frau insgesamt und überhaupt beschädigt war (vgl. Redaktion Gender-Blog 2020).

Prof. Dr. Regina Ammicht Quinn ist Sprecherin des Internationalen Zentrums für Ethik in den Wissenschaften (IZEW) und Direktorin des Zentrums für Gender- und Diversitätsforschung an der Universität Tübingen.

Nach dem terroristischen Anschlag in Nizza am 14. Juli 2016 wurde der sogenannte „Burkini“ an vielen Stränden Frankreichs verboten. Der französische Premierminister Manuel Valls sah im „Burkini“ „die Umsetzung eines politischen Projekts, einer Gegen-Gesellschaft, die auf der Unterdrückung der Frau gründet“. Die Strände müssten, wie der gesamte öffentliche Raum, vor „religiöser Inanspruchnahme“ geschützt werden (vgl. Wernicke 2016).

Nun aber gehörte eine Bade-Ganzkörperbekleidung in Europa für Frauen lange Zeit zu den „guten Sitten“. Als um 1800 eine Seebäder-Kultur zu entstehen begann, trugen Frauen lange und schwere Woll- und Baumwollkleider. Und sie mussten immer wieder vor dem Ertrinken gerettet werden. Denn nicht nur die Kleidung selbst war schon schwer; dazuhin wurden in die Säume der Röcke oft Gewichte eingenäht, die die guten Sitten vor der möglichen Sittenlosigkeit von Wind und Wellen schützen sollten (vgl. Plapp-Schirmer 2020).

Der Frauenkörper also ist ein „öffentlicher Ort“ (vgl. Duden 2016), über den öffentlich diskutiert und geurteilt wird. Als Brennpunkt gesellschaftlicher Zuschreibungen ist er auch ein symbolischer Ort. Was auch immer die „guten Sitten“ sind: Sie müssen am Frauenkörper sichtbar werden.

„Gender“ untersucht die Erscheinungs- und Wirkungsweisen der Geschlechterverhältnisse, die in soziale und religiöse Zusammenhänge eingeschrieben sind.

Damit ist die Auseinandersetzung um Mode, Frauenhosen und Schwimmbekleidung mehr als nur eine törichte Fußnote der Geschichte. Wenn Frauenkleidung entweder nicht enthüllend sein darf oder enthüllend sein muss,

wird deutlich, dass Geschlechterfragen an der Basis der gesellschaftlichen Ordnungen liegen und dass Fragen religiöser, nationaler, ethnischer oder sozialer Diversität durch die Kontrolle von Frauenkörpern bewältigt werden soll. Das „unpassende“ Sich-Zeigen des Frauenkörpers negiert entweder „natürliche“ Differenz (im Bundestag) oder verstärkt „unnatürliche“ Diversität (am Strand von Nizza) und wird gefährlich für imaginierte oder traditionell verankerte Ordnungsmechanismen (vgl. Ammicht Quinn 2017c, S. 274 f.).

Was ist „Gender“?

„Gender“ untersucht die Erscheinungs- und Wirkungsweisen der Geschlechterverhältnisse, die in soziale und auch religiöse Zusammenhänge eingeschrieben sind. Genderforschung ist eine praxisnahe Theorie und verdankt sich historisch der säkularen Frauenbewegungen des 19. und 20. Jahrhunderts (vgl.

im Folgenden Ammicht Quinn 2017b). Ein Blick auf diese gesellschaftlichen Frauenbewegungen zeigt – idealtypisch – drei Phasen, die sich nicht fein säuberlich ablösen, sondern sich gegenseitig überlappen, auch nebeneinander existieren. Die erste Phase steht unter der *Überschrift* Gleichheit; es ist der Aufbruch der Ersten Frauenbewegung Mitte des 19. Jahrhunderts mit dem Kampf um Gleichberechtigung, gleichen Zugang zu Bildung, zu politischer Mitbestimmung, zu Ämtern aller Art. Die zweite Phase setzt ein mit der Neuen Frauenbewegung der 1970er Jahre in den westlichen industrialisierten Ländern. Hier geht es – idealtypisch – um *Differenz*, um die Schaffung frauenidentifizierter Räume, die es ermöglichen, das Eigene als Eigenes wahrzunehmen und schätzen zu können. Hier wurde erstmals Frauengeschichte geschrieben, Frauen in Wissenschaft, in Kunst und Gesellschaft wurden wieder- oder neu entdeckt.

In den letzten Jahren hat sich der Fokus der Genderforschung über die konkreten „Frauen-Problematiken“ weißer Mittelschichtsfrauen hinaus erweitert.

Beide Phasen waren und sind nötig und wichtig; für beide Bewegungen gibt es gesamtgesellschaftlich noch erheblichen Nachholbedarf. Gleichzeitig werden beide Phasen – die der Gleichheit und die der Differenz – problematisch, sobald sie absolut gesetzt werden: Die einseitige Betonung von Gleichheit kann zu purer Angleichung führen und den kritischen Impetus verlieren; die einseitige Betonung der Differenz kann zur Abgrenzung führen, zur Schaffung von frauenidentifizierten „guten“ Räumen, in denen dann weibliche Tugenden wichtiger sind als das Einfordern von Rechten. Die potentiellen Sackgassen, in die diese beiden Wege führen, werden in einer notwendigen dritten Phase, der Phase der *Genderforschung*, analysiert. Statt von festgeschriebenen Unterschieden zwischen den Geschlechtern auszugehen, zwingt der Gender-Begriff dazu, den Wert zu reflektieren, der diesem Unterschied beigemessen wird.

Damit hat sich in den letzten Jahren der Fokus der Genderforschung über die konkreten „Frauen-Problematiken“ weißer Mittelschichtsfrauen hinaus erweitert auf all jene, die aufgrund ihre Hautfarbe, ihrer Ethnizität, ihrer sozialen Verortung oder anderer Merkmale als *die Anderen* wahrgenommen werden. Gender wird dann zu einer in sich diversen, verflüssigenden Kategorie – und wird kompliziert. Zum einen stellt sich die Fragen nach Gerechtigkeit für Menschen in ihrer Diversität; zum anderen ist Gender damit nicht etwas, das Frauen tun, während Männer, „neutral“, skeptisch, freundlich oder leicht amüsiert zuschauen. Gender betrifft alle.

Normative Zweigeschlechtlichkeit

Einer der Krisenpunkte dieser Komplexität von Geschlecht ist die Infragestellung normativer Zweigeschlechtlichkeit. Diese Infragestellung verunsichert und stört grundlegend ein nicht nur traditionelles Selbst- und Weltverhältnis. Schließlich, so die „Normalität“, kann man „Frauen“ und „Männer“ nach Art und Funktion ihrer Geschlechtsorgane bestimmen und aus der Art und Funktion der Geschlechtsorgane eine bestimmte Form des Begehrens ableiten: Personen mit der einen Sorte von Geschlechtsorganen begehren Personen mit der anderen Sorte von Geschlechtsorganen.

Diese einfache Einteilung der Welt in Männer und Frauen ist inzwischen für die Kulturwissenschaften, aber auch für biomedizinische Diskurse problematisch geworden. Andere Kulturen – viele im südostasiatischen Raum, aber auch in indigenen Kulturen Mexikos – haben flexiblere Strukturen zur Geschlechterunterscheidung, -benennung und -anerkennung. Innerhalb der Naturwissenschaften, insbesondere der Biologie und Medizin, sind die Binaritäten von „Ei“ und „Samenzelle“ wichtig als Grundlagen geschlechtlicher Reproduktion. Diese Ur-Binarität aber nimmt in den Körpern der Wirbeltiere unterschiedlichste Gestalt an (auf zwei Körper verteilt, in einem Körper gleichzeitig oder sich ablösend). Für Menschen gilt, dass in einem Großteil der Fälle das Geschlecht auf der anatomischen, der hormonellen und der zellularen bzw. chromosomalen Ebene übereinstimmt. Mit Phänomenen der Nicht-Übereinstimmung befassen sich nicht nur die Neonatologie und das Olympische Komitee, sondern auch die Zeitschrift „Nature“, nicht bekannt als feministische Kampfschrift. Wenn diese Übereinstimmung nicht vorhanden sei, sagt Eric Vilain, Arzt und Direktor des Center for Gender-Based Biology der University of California, gebe es kein einzelnes Phänomen, das die anderen übertrumpfen könne:

“So if law requires that a person is male or female, should that sex be assigned by anatomy, hormones, cells, chromosomes, and what should be done if they clash? My feeling is that since there is no one biological parameter, at the end of the day, gender identity seems to be the most reasonable parameter. If you want to know whether someone is male or female or both or neither, it may be best to just ask them” (Ainsworth 2015, S. 288-291).

Diese Diversifizierung ist auch ein Verlust: der Verlust einer klaren Polarisierung von „Frauen“ und „Männern“, der Verlust der

Gewissheit, auf der richtigen Seite – der Seite der Unterdrückten – zu stehen. So ergeben sich Bruchlinien innerhalb feministischer Diskurse und Aktivist:innen, von denen manche ihren Einsatz und ihr Lebenswerk für Emanzipation durch Gender als in sich diverse Kategorie in Frage gestellt sehen.¹

Und was ist „Diversität“?

Die Entwicklung von Gleichheit, Differenz und Genderdiskursen in ihrem Nach- und Nebeneinander lässt sich auch für Diversitätskonzepte abbilden. Diversität bezeichnet die Vielfalt innerhalb eines als vormals einheitlich imaginierten Gemeinwesens, eines Nationalstaats oder einer sich über Kultur definierenden Gemeinschaft. Wie Genderforschung ist Diversitätsforschung eine praxisnahe Theorie, die sich in den Ländern des Nordens vor allem der US-amerikanischen Bürgerrechtsbewegung der 1960er und 1970er Jahre verdankt. Auch hier lag der Fokus zunächst auf Gleichheit, Gleichberechtigung und Chancengleichheit der als anders wahrgenommenen Gruppen. Entsprechend entstanden in Deutschland erste Diversitätsdiskurse in der sogenannten „Ausländerpädagogik“ im Kontext der Arbeitsmigration von „Gastarbeitern“ seit 1955. Zur Bewältigung dieser Unterschiedlichkeiten gab und gibt es Konzepte der Integration – vom „melting pot“, wo die „Anderen“ in der dominanten Kultur aufgehen, bis hin zum Mosaikmodell mit klar abgegrenzten kulturbezogenen Bereichen, die gleichwohl für die „Buntheit“ eines Gemeinwesens sorgen.

Damit wird der Schwerpunkt der (Chancen)Gleichheit ergänzt durch Betonung der *Differenz*, sodass die eigene Identität zum geschützten oder zu schützenden Phänomen wird.

Ein dritter Schritt zeigt sich beispielsweise in der Idee der pluralen Demokratie oder der „postmigrantischen Gesellschaft“ (vgl. Foroutan 2019). „Postmigrantisch“ heißt nicht, dass Zuwanderung beendet ist, sondern dass die Trennlinie zwischen „uns“ und „den anderen“, zwischen „Einheimischen“ und „Dazugekommenen“ nicht mehr als Trennlinie funktioniert – und auch nicht funktionieren sollte. „Postmigrantisch“ heißt, dass eine Mehrheitsgesellschaft sich der Verflechtungen, Vermi-

„Postmigrantisch“ heißt, dass die Trennlinie zwischen „uns“ und „den anderen“ nicht mehr als Trennlinie funktioniert – und nicht mehr funktionieren sollte.

1 Vgl. z. B. die TERF-Bewegung „Trans Excelsionary Radical Feminism“ oder die EMMA-Ausgabe Mai/Juni 2021.

schungen und Grenzüberschreitungen von Kategorisierungen des „Anderen“ bewusst wird und sich als eine Gesellschaft mit allen möglichen Migrationsgeschichten versteht, die erzählt, fruchtbar gemacht und weiter entwickelt werden können.

Kardinalsünden

Die katholische Theologie(geschichte) seit dem 5. Jahrhundert n. Chr. kennt sieben Kardinal- oder auch Todsünden, durch die ein Mensch bewusst Gott zurückweist. Kurz vor seinem Tod nimmt Zygmunt Bauman diese Sprachform auf, säkularisiert sie und wertet die Hierarchien um. Die Mehrheitsgesellschaft tritt an die Stelle Gottes und wird durch Migrant:innen beschädigt, die in den Augen „Einheimischer“ eine „Kardinalsünde“ begehen:

„Ihre Kardinalsünde, ihr unverzeihliches Vergehen besteht darin, ein Quell mentaler und praktischer Ratlosigkeit zu sein, die ihrerseits aus der Verunsicherung durch ihre mangelnde Verständlichkeit und Kategorisierbarkeit folgt (Verstehen bedeutet laut Wittgenstein bekanntlich, „jetzt weiß ich weiter“ sagen zu können)“ (Bauman 2017, S. 37).

Nicht nur Migrant:innen machen sich dieser „Kardinalsünde“ schuldig, sondern auch all diejenigen, bei denen Körper, Begehren, Identitäten, geschlechtsspezifische Rollen und Tugenden nicht in den vorgegebenen Kategorien zueinander passen. Diese „Kardinalsünde“, ein „Quell praktischer und mentaler Ratlosigkeit“, ist die Wahrnehmung, dass die „anderen“ „uns“ unsicher machen – auf allen Ebenen des Lebens. Damit ist diese Zuschreibung von „Kardinalsünden“ auch der Ort, an dem sich die Kategorien von Gender und Diversität begegnen.

Eine andere Möglichkeit, diese Verflechtung von Gender und Diversität zu beschreiben, ist der Bereich von Latenz und Manifestem. Menschen stehen häufig fest auf dem Boden ihrer Gewohnheiten und Überzeugungen; bei genauem Hinsehen aber ist dieser Boden von Rissen durchzogen. Es sind Risse, die nicht nur politische Systeme und gesellschaftliche Strukturen betreffen, sondern Selbstverständnisse und Identitäten. Wenn wir diese Risse nicht sehen, dann befinden wir uns, so Talcott Parsons, in der Situation der Latenz. Hier bleiben die Voraussetzungen gesellschaftlichen Lebens implizit (Parsons 1951). Diese Latenz der kulturellen Muster gewährleistet die Stabilität eines (kulturellen) Systems, sie sind eine Art „Begleitschutz“ (Hondrich 1997, S. 298–308; 302; vgl. Ammicht Quinn 2018, S. 80), der nicht permanent reflektiert werden muss. *Es ist einfach so.* Gen-

der- und Diversitätsfragen lassen in großer Breite Phänomene aus der Latenz ins Manifeste treten und bringen Unsicherheiten hervor, Formen des Nichtverstehens, der mangelnden Kategorisierbarkeit.

Konkret zeigen sich diese Unsicherheiten dort, wo Binaritäten – zwischen weiß und schwarz, einheimisch und fremd, gläubig und un- oder andersgläubig, zwischen Mann und Frau, heterosexuell und homosexuell usw. – dekonstruiert und rekonstruiert werden. Diese Konstruktion oder Rekonstruktion von Binaritäten bezieht sich vor allem auf das Anderssein minorisierter Gruppen. Diese Binaritäten zwischen „uns“ und „den Anderen“ liegen nicht auf einer Ebene, sondern sind hierarchisiert. Sie zeigen das Dominante und das Unterworfenen. Zugleich aber gehört der unterworfenen Teil zum Selbstverständnis des dominanten Teils der Binarität. Weißsein heißt dann: anders als schwarz sein; heterosexuell sein heißt dann: anders als homosexuell sein. Damit wird das je „Anderen“, das Verworfenen und Abgegrenzten, zur Stütze der eigenen Identität.

Perspektivwechsel

An diesem Punkt verändert sich die Frage nach dem Umgang mit Diversität: Sie hört auf, eine Frage an „die Anderen“ zu sein. Sie wird neu und notwendig zu einer Frage an „uns“ (vgl. Ammicht Quinn 2017a). Damit geht es im Kontext von Gender und Diversität nicht länger um den Schutz herkömmlicher Ordnungen, aber auch nicht um die Modifikation dieser Ordnungen, die dann in die Lage versetzt werden, das „Anderen“ zu subsumieren. Diese Frage verlangt nach dem, was im postkolonialen Denken vorgeprägt ist: nach einem radikalen Perspektivenwechsel. Es geht darum zu lernen, nicht die Welt aus einer Perspektive zu betrachten, in der „wir“ (das aufgeklärte Europa, die Länder des Nordens, das aufgeklärte Christentum, diejenigen, die in ordentlichen Beziehungen leben, die sich selbst klar geschlechtlich kategorisieren) die Mitte der Welt und „die anderen“ die Ränder bilden; in der „unsere“ Identität davon geprägt ist, dass wir besser, aufgeklärter, fortschrittlicher sind als die „anderen“; in der „wir“ diejenigen sind, die sprechen und die anderen, „Subalternen“, nicht sprechen können oder nicht zur Sprache kommen, weil wir, manchmal auch wohlmeinend oder politisch-radikal, für sie sprechen.

Ein solcher radikaler Perspektivenwechsel verlangt – vor jedem Umgang mit Diversität – den Umgang mit der eigenen pri-

Ein radikaler Perspektivenwechsel verlangt – vor jedem Umgang mit Diversität – den Umgang mit der eigenen privilegierten Situation.

vilegierten Situation, die uns häufig nicht bewusst wird, weil sie als „natürlich“ erscheint: Wir, die wir weiß sind, Zugang zu Nahrung und Wasser, zu Bildung und Gesundheitssystemen haben, Bürgerrechte besitzen, keine Bombennächte fürchten, uns problemlos in die herrschenden Normalitäten einfügen können und einen Pass haben, der uns um die Welt reisen lässt, sind im Besitz grandioser Privilegien, die uns nach den eigenen Kriterien nicht als privilegiert, sondern als „normal“ erscheinen lassen.

Diversität zeigt sich als Verunsicherung und Herausforderung. Verunsicherungen und Herausforderungen müssen aber nicht als die „Kardinalsünde“ derer gesehen werden, bei denen man nicht weiterweiß, sondern, vielleicht, als deren außer der Ordnung stehende Gabe: die Gabe der Ambiguitätstoleranz.

Ambiguitätstoleranz

Ambiguitätstoleranz ist ein Konzept, das im Kontext des Nachdenkens über autoritäre Persönlichkeitsstrukturen entstanden ist und von der vergessenen Else Frenkel-Brunswik (1950) formuliert wurde. Ihre Co-Autoren waren Adorno, Horkheimer, Daniel Levinson und Nevitt Sanford. Ambiguitätstoleranz bedeutet, dass Menschen Mehrdeutigkeiten, Widersprüchlichkeiten, Ungewissheiten, aber auch unterschiedliche Erwartungen an die eigene Person aushalten können; dass sie unsichere Situationen zulassen und sich auf bislang fremde Situationen einlassen können.

Mangelnde Ambiguitätstoleranz heißt, dass Menschen unbekannte Situationen sehr schnell als unkontrollierbar und bedrohlich erleben und diese Situationen nur in einem Entweder-Oder-, einem Schwarz-Weiß-Denken verarbeiten können. Inklusion und Exklusion sind die Bewegungen, die daraus folgen: Inklusion für diejenigen, die mir ähnlich sind, die ich verstehe, die eine mir bekannte Ordnung leben; Exklusion für alle anderen.

Ambiguitätsintoleranz, dieses schwerfällige Wort, ist für die Frage nach einer guten Gesellschaft wesentlich. Dies bezieht sich, natürlich, auf die unterschiedlichen Reaktionen auf die Geflüchteten und Flüchtenden, die in Deutschland Sicherheit, Heimat und Leben suchen. Dies bezieht sich genauso auf die kontinuierlichen und teilweise gewaltsamen Angriffe auf Menschen mit unpassenden Geschlechtern oder Geschlechtsidentitäten, genau wie zum Teil gewaltsame Angriffe auf die Gender-Forschung, deren Ziel es ist, die Ambiguitäten menschlicher geschlechtlicher Körper, menschlichen Begehrens und menschli-

cher Geschlechtsidentitäten zu analysieren, zu reflektieren und ins Bewusstsein zu bringen.

Gender und Diversität: „Cancel Culture“ und Privilegien

Ist also „Gender“ eine (intersektionale) Unterkategorie von „Diversität“ – neben sozialem Status, Herkunft, Bildung, Ethnizität, Behinderung, Alter und anderem? Oder wird „Diversität“ nur durch die vorausgehende Reflexion von Genderfragen verstehbar?

Beides ist richtig. Beinkleider und Burkinis können in dieser doppelten Weise verstanden werden: An Frauenkörpern wird – am Strand von Nizza, in europäischen Seebädern des 18. Jahrhunderts und an allen möglichen öffentlichen Orten – Ordnung etabliert: *doing normality as normativity*.

Frauen müssen lernen (am Beispiel Lenelotte von Bothmers), dass sie nicht gleich sein dürfen, und sie müssen zugleich lernen (wie in Nizza am Strand), dass sie nicht *anders* sein dürfen. Bei dieser Normalitätsanpassung gehen Frauen im wörtlichen und übertragenen Sinn unter. Zugleich sind diese Frauenkörper wiederum eingespannt in Diversitätswahrnehmungen und -praktiken, denn ob sie als weiß oder schwarz, als reich oder arm gelesen werden, verändert die Wahrnehmungen und -praktiken. Auch Frauenkörper können mit (oft unsichtbaren) Privilegien ausgestattet sein. Peggy McIntosh beschreibt, dass weiße Menschen einen unsichtbaren Rucksack mit sich tragen, den es auszupacken gilt, um Ungerechtigkeiten zu beseitigen. Was dann aus der Latenz ins Manifeste gehoben wird, ist beispielsweise dies:

- „1. I can if I wish arrange to be in the company of people of my race most of the time.
2. I can avoid spending time with people whom I was trained to mistrust and who have learned to mistrust my kind or me.
3. If I should need to move, I can be pretty sure of renting or purchasing housing in an area which I can afford and in which I would want to live. [...]
7. When I am told about our national heritage or about civilization, I am shown that people of my color made it what it is.
8. I can be sure that my children will be given curricular materials that testify to the existence of their race.
9. If I want to, I can be pretty sure of finding a publisher for this piece on white privilege. [...]“ (McIntosh 1989, o.S.).

Aktuelle Kontroversen drehen sich in vieler Hinsicht um das, was zum einen „cancel culture“, zum anderen „Identitätspolitik“ genannt wird. Minorisierten Gruppen wird vorgeworfen, dass sie andere einschränken, dass Frauen auf dem Arbeitsmarkt bevorzugt werden, dass weiße Menschen bestimmte Wörter nicht benutzen oder gar nicht mehr sprechen dürfen, weil andere zu empfindlich sind oder auf der Sichtbarkeit ihrer Identität beharren.

So wurde Anfang März 2021 darüber gestritten, ob Marieke Lucas Rijneveld das Gedicht, das Amanda Gorman zur Amtseinführung Joe Bidens vorgetragen hatte, übersetzen sollte. Rijneveld lehnte inmitten der Kontroverse diesen Auftrag selbst ab. Zur gleichen Zeit wurde in der Schweiz das Volksbegehren knapp für ein „Verhüllungsverbot“ entschieden. Das Verbot war klar gegen den „radikalen Islam“ gerichtet. Die Zahl der Frauen, die in der Schweiz tatsächlich ihr Gesicht verhüllen, wird auf 30 bis 40 geschätzt (vgl. Zeit online 2021).

Worum also geht es?

Es geht um (unsichtbare) Privilegien, um (gefühlte) Einschränkungen und um neue Angriffe auf alte Machtverhältnisse, die, so die Angst nicht weniger Menschen in den Ländern des Nordens, von antirassistischem und genderbasiertem Aktivismus initiiert wird.

„Schwarzer antirassistischer Aktivismus, die Forderung nach gendergerechter Sprache und nach Anerkennung der Tatsache, dass Geschlecht nicht einfach eine binäre Opposition zwischen ‚Männern‘ und ‚Frauen‘ ist, sind zuallererst Reaktionen darauf, dass es Bevölkerungsgruppen gibt, die in viel höherem Maße als andere realen Gewalterfahrungen oder zumindest der Alltäglichkeit der Möglichkeit solcher Gewalterfahrungen ausgesetzt sind“ (Schneider 2021, S. 22 f).

Die Kontroversen um Gender und Diversität, die sich um „cancel culture“ und „Identitätspolitik“ drehen, drehen sich tatsächlich um „cancel culture“ und „Identitätspolitik“ – nur in entgegengesetzter Richtung. Aus Angst vor der Fragilität einer als normativ verstandenen Normalität wird der unsichtbare Privilegien-Rucksack fest verschlossen. Wenn man über unlautere oder absurde Bevorzugung von Menschen aufgrund ihrer (anderen) Hautfarbe spricht (im Fall Gorman/Rijneveld), muss man nicht darüber sprechen, dass (beispielsweise) im Literaturbetrieb, genau wie im Wissenschaftsbetrieb und im alltäglichen „Gesell-

schaftsbetrieb“ ein Mangel an Diversität und ein Mangel an Verständnis für und Anerkennung von Diversität herrscht. Wenn man über die Rettung von Frauen mit Gesichtsschleier vor ihrer eigenen Kultur spricht, dann muss man nicht davon sprechen, welche Exklusionsmechanismen für Menschen, die als Muslime gelesen werden, als Normalität gelten.

Dabei könnte man meinen, es wäre mittlerweile alles anders: Es gibt Diversitätsmanagement in Betrieben, Gleichstellungsbeauftragte allenthalben und Germany's Next Topmodel 2021 ist eine Transfrau. Möglicherweise sind dies Anfänge. Es sind aber Anfänge, die immer wieder auf Oberflächen verweisen, auf akzeptable Diversitätsformen, die nicht intersektional verknüpft sind. Die Kardinalsünden der „Anderen“, „ihre mangelnde Verständlichkeit und Kategorisierbarkeit“, wird schnell in Kommerzialisierungschancen umgewandelt.

Gender und Diversität aber sind nicht Werbebilder und Kaufanlässe. Sie sind miteinander verbundene Gerechtigkeitskategorien. Beide zeigen sich als Verunsicherungen. Verunsicherungen aber können als Freiheits- und Entwicklungsräume geschätzt werden. Damit lernen wir, nicht das zu kritisieren, was lieb gewonnene Ordnungen durcheinanderbringt, sondern das, was Gerechtigkeit verhindert.

*Gender und Diversität aber sind nicht
Werbebilder und Kaufanlässe.
Sie sind miteinander verbundene
Gerechtigkeitskategorien.*

Literatur

- Ainsworth, Claire (2015): *Sex redefined: The idea of two sexes is simplistic. Biologists now think there is a wider spectrum than that.* In: *Nature* 518, S. 288-291. <http://www.nature.com/news/sex-redefined-1.16943>, DOI: 10.1038/518288a.
- Ammicht Quinn, Regina (2017a): *Ordnungen und das Außer-Ordentliche. Die Diversität von Lebensformen und Identitäten als Frage nach Reinheit.* In: *Zeitschrift für Pastoraltheologie*, 37. Jg. H. 2, S. 115-128.
- Ammicht Quinn, Regina (2017b): *Gender. Zur Grammatik der Geschlechterverhältnisse.* In: Eckholt, Margit (Hg.): *Gender studieren. Lernprozesse für Theologie und Kirche.* Mainz, S. 23-38.
- Ammicht Quinn, Regina (2017c): *Populismus und Genderfragen. Die Angst vor der Unordnung der Geschlechter.* In: Lesch, Walter (Hg.): *Christentum und Populismus, Freiburg im Breisgau/Basel/Wien*, S. 174-186.
- Ammicht Quinn, Regina (2018): *Trans*zendenz. Überlegungen zu Genderfragen im Christentum.* In: Ammicht Quinn, Regina/Bauer, Gero/Hotz-Davies, Ingrid (Hg.): *Die Naturalisierung des Geschlechts. Zur Beharrlichkeit der Zweigeschlechtlichkeit.* Bielefeld, S. 79-96.

- Bauman, Zygmunt (2017): *Symptome auf ihrer Suche nach ihrem Namen und ihrem Ursprung*. In: Geiselberger, Heinrich (Hg.): *Die große Regression. Eine internationale Debatte über die geistige Situation der Zeit*. Berlin, S. 37-56.
- Duden, Barbara (2016): *Der Frauenleib als öffentlicher Ort. Vom Missbrauch des Begriffs Leben*. Frankfurt am Main.
- Foroutan, Naika (2019): *Die postmigrantische Gesellschaft. Ein Versprechen der pluralen Demokratie*. Bielefeld.
- Frenkel-Brunswick, Else at al. (1950): *The Authoritarian Personality*. New York.
- Hondrich, Karl Otto (1997): *Die Dialektik von Kollektivierung und Individualisierung: am Beispiel der Paarbeziehung*. In: Hradil, Stefan (Hg.): *Differenz und Integration. Die Zukunft moderner Gesellschaften*. Frankfurt am Main, S. 298-308.
- McIntosh, Peggy (1989): *White Privilege – Unpacking the Invisible Knapsack*. In: *Peace and Freedom, July/August 1989*. https://psychology.umbc.edu/files/2016/10/White-Privilege_McIntosh-1989.pdf.
- Parsons, Talcott (1951): *The Social System*. London..
- Plapp-Schirmer, Ulrike (2020): *Nackt, voll bekleidet, knappe Bikinis - die Geschichte der Bademode*. In: *Stimme.de (Heilbronner Stimme) vom 3.7*. <https://www.stimme.de/kraichgau/nachrichten/artikel/nackt-voll-bekleidet-knappe-bikinis-die-geschichte-der-bademode;art140019,4369631>.
- Redaktion Gender-Blog (2020): *Die erste Hose im Bundestag*. In: *Gender-Blog der Zeitschrift für Medienwissenschaft vom 14.10*. <https://zfmedienwissenschaft.de/node/1609>.
- Schneider, Jens (2020): *Der Einspruch gegen die unhinterfragte Norm*. In: *Frankfurter Rundschau vom 23.3., S. 22 f*.
- Wernicke, Christian (2016): *Im Bann des Burkini*. In: *Süddeutsche online vom 18.8*. <https://www.sueddeutsche.de/politik/frankreich-im-bann-des-burkini-1.3124992>.
- Zeit online (2021): *Knappe Mehrheit stimmt in der Schweiz für Verhüllungsverbot*. In: *Zeit online vom 7.3*. <https://www.zeit.de/politik/ausland/2021-03/schweizer-volksabstimmung-verhuellungsverbot-burka-nihab-verbot-hochrechnung>.

Alle Internetquellen zuletzt aufgerufen am 20.5.2021.